

Evolutionstheorie

Die seinerzeitige Evolutionstheorie von Ch. Darwin (Der Ursprung der Arten) bestand eigentlich aus **mehreren Teilerkennungen**, die sich jede für sich bewähren mussten und inzwischen auf neueren, korrigierten Erkenntnissen, bestätigt wurden:

1. Evolution findet statt. Arten verändern sich.
2. Die Veränderung vollzieht sich langsam und ziemlich kontinuierlich, ohne grosse Sprünge.
3. Alle Lebewesen stammen von gemeinsamen Vorfahren ab.
4. Im Laufe der Evolution entsteht Vielfalt. Die Anzahl der Arten wächst.
5. Die natürliche (und die sexuelle) Selektion sind die (wichtigsten) Motoren der Veränderungen.

Erblichkeit findet sich auch bei subtileren Merkmalen, die die Unterschiede zwischen einzelnen Individuen innerhalb einer Art ausmachen. Ein japanisches Paar wir keine blonden, blauäugigen Nachkommen zeugen. Merkmale wie die krumme Nase des Grossvaters oder das pechschwarze Haar der Mutter überdauern in Familien oft Generationen. So weit so offensichtlich. Bis zu diesem Punkt erscheint die Welt der Kreaturen statisch und unveränderlich, denn es ist kaum vorstellbar, dass zufällig, von einer Generation zur anderen, so viele neue Webfehler entstehen oder gar eine neue Art herauskommt.

Nicht das Überleben, sondern die erfolgreiche Weitergabe an die nächste Generation, die Fitness, ist die entscheidende Zielgrösse evolutionären Erfolgs.

Sie gilt allerdings nur in Bezug auf einen bestimmten räumlichen und zeitlichen Kontext: Beispiel: Wüstenfuchs mit grossen Ohren (Klimaanlage). Polarfuchs mit kleinen Ohren (wegen der Kälte).

«Genetische Qualität» ist immer relativ (zu einem bestimmten Kontext).

Menschen sind ein Produkt der Evolution. Wir stehen in der Tradition einer Stammesgeschichte. Der genetische Code ist universell. Er gilt, egal ob wir Bakterien oder Menschen anschauen. Wie jedes Organ besteht das Gehirn aus Zellen. Und jede Zelle verfügt über dieselben Gene. Die Unterschiede zwischen Gehirnen der Menschen und von Tieren liegen letztendlich in den Genen begründet. Vor etwa sechs Millionen Jahre haben sich die Wege von Menschen und Schimpansen getrennt, wobei die genetischen Texte zu mehr als 98 % übereinstimmen. Fundamentalistische Christen sehen in der genetischen Ähnlichkeit unbeirrt einen Affront gegen die Idee der Gottesähnlichkeit und der Sonderstellung des Menschen.

Das Leben in den Jäger- und Sammlergruppen war lange Zeit eine evolutionär stabile Strategie – so lange, bis der Erfolg dem System zum Verhängnis wurde.

Die Bevölkerungszahl wuchs. Die Gruppen wurden grösser und die Zahl der Gruppen stieg an. Das änderte zwei Dinge grundlegend: Wenn sich die Gruppen näherkommen, führt das zur Konkurrenz um Ressourcen. Damit können Selektionsprozesse auf Gruppenebene angestossen werden. Da sich die Gruppen aber weniger biologisch als vielmehr durch Kulturtechniken unterscheiden, könnten es kulturelle Praktiken, bessere Werkzeuge oder bessere Waffen, aber auch besonders elaborierte kooperative Strategien gewesen sein, die über Erfolg oder Misserfolg einer Gruppe entschieden haben. Die Evolution war an einem Punkt angelangt, an dem sich biologische und kulturelle Selektion und mithin auch biologische und kulturelle Evolution endgültig ineinander verschränkten.

Zusätzlicher sozialer Klebstoff war notwendig. Bekanntschaft, Abhängigkeit und Solidarität unter Freunden werden ergänzt durch das Prinzip «Ähnlichkeit». Menschen, die sich durch Verhalten, Äusserlichkeiten, durch Rituale und die Verpflichtung auf einen gemeinsamen Kodex klar als Teil der Gruppe zu erkennen geben, werden mit Vorschussvertrauen bedacht. Wenn Menschen so reden wie ich, sich so kleiden wie ich, dieselben Gewohnheiten pflegen, legt das nahe, dass sich auch meinen Normen verpflichtet fühlen. Ich kann ihnen vertrauen, weil ich abschätzen kann, wie sie reagieren werden. Konformität und soziale Imitation sorgen für Zusammenhalt, der nicht mehr auf persönliche Beziehungen angewiesen ist.

Evolutionstheorie

Dabei ist die Fähigkeit zur Imitation bei Menschen sehr viel stärker ausgeprägt als bei anderen Affen.

Je deutlicher kulturelle Signaturen Eigen- und Fremdgruppe kenntlich machen, desto grösser ist die Gefahr, die anderen nicht mehr als Äquivalent zu sehen. So kann die Vielfalt der Kulturen unter Umständen das Prinzip Fairness aushebeln. Die Folgen sind bekannt.

Einem Ausserirdischen wäre kaum zu erklären, warum manche Menschen vor Ostern fasten, andere während des Ramadans, wieder andere ständig und viele nie.
Mancherorts ist es Sünde, am Freitag zu arbeiten.

Der Vergleich von Kulturen macht deutlich, dass viele Normen keinen moralischen Kern haben. Die moralische Dimension liegt im formalen Akt der Anerkennung der geltenden Konvention.

Sich einem Kollektiv zugehörig zu fühlen, ist ein ur-menschliches Bedürfnis. Die Macht dieser Sehnsucht wirkt bis heute. Wir begegnen dies in den Fussballstadien. Die Sehnsucht nach dem Kollektiv hat aber auch ernstere Facetten. So empfinden Menschen kollektiven Stolz und kollektive Schuld, zum Beispiel wenn es um die eigene Nation geht.

Die Gemengelage ist kompliziert. Als die zweite Evolution, die Evolution der Kultur, noch in ihren Kinderschuhen steckte, hatte die biologische Evolution nicht nur Egoismus, sondern auch Kooperativität, Altruismus und Empathie genetisch in uns verankert. Im Unterschied zu anderen Primaten hat sie uns sogar mit einem zusätzliche Moralmodul ausgestattet, mit dem Gefühl für die prinzipielle Gleichwertigkeit von Ich und Du. Aus diesem Gefühl erwuchs die zweitpersonale Moral der Fairness, eine Perspektive, der wir nicht entgehen, nur zuwiderhandeln können.

Bei gruppenjagenden Tieren regeln Rangordnungen die Verteilung der Beute.

Das schont Ressourcen, weil die Verteilung nicht jedes Mal neu ausgekämpft werden muss.
In den frühen menschlichen Stadtkulturen wurde die Verteilung von Ressourcen qua Hierarchie ergänzt durch das Konzept des Eigentums.
Diebstahl ist etwas, das in nahezu allen Kulturen sanktioniert wird.

Eine weitere soziale Universale ist die Familie.

Es gibt wohl kaum eine Kultur, die nicht das Konzept der Familie in irgendeiner Form institutionalisiert und gegen Aussenstehende abgrenzt und unter Schutz gestellt hat.
In diesen Rahmen fallen auch die soziale Regulation und Legitimation sexueller Beziehungen.
Der Erfolg und die Verbreitung entsprechender Regeln beruhen nicht darauf, dass sie sich selbst auf eine moralische Maxime zurückführen lassen. Vielmehr handelt es sich um kulturelle Praktiken, die sich durchsetzen, weil sie der Gruppe in einer konkreten historischen Situation Vorteile verschafft haben.

Ohne dass es dem Menschen bewusst ist, setzen sich Kulturpraktiken durch, die adaptiven Charakter haben.